

1. Golem

Atemlos läuft sie über einen schmalen Pawlatschengang. Die alten Bohlen quietschen, sie muss aufpassen, dass sie im Finstern nicht auf dem nassen Holz ausrutscht. Dann geht es über eine Treppe nach unten. Durch einen niedrigen Durchgang erreicht sie den Hof. Eine Platane reckt ihre kahlen Äste in den Nachthimmel. Sie bleibt stehen, holt Luft, blickt sich um, lauscht. Hat sie ihn abgehängt? Sie hört Schritte. Eine Gestalt erscheint im Hauseingang gegenüber.

Sie muss sich verstecken, schnell.

Hinter ihr stehen vier fast mannshohe Müllcontainer an der Hofmauer. Sie zwängt sich zwischen ihnen hindurch und geht in die Hocke. Die Gestalt kommt im Dunst der Nacht näher. Ein alter Mann, der einen kleinen Hund hinter sich herzieht. Der Hund ist ebenfalls alt und nicht mehr gut zu Fuß. Herr und Hund schlurfen an ihr vorbei und verschwinden in dem niedrigen Durchgang, aus dem sie gekommen ist. Dann ist es wieder still. Totenstill. Wo ist er? Sucht er nach ihr? Hat er sich ebenfalls verirrt im Gewirr aus Höfen, Quer- und Seitenflügeln, Durchgängen, Treppen und diesen altertümlichen Pawlatschengängen, über die man zu den Wohnungen gelangt? Oder wartet er draußen in der Gasse, bis sie wieder herauskommt?

Sie blickt an den Hausfassaden empor: Hinter einigen Fenstern brennt noch Licht, die meisten sind schon dunkel. Aus einem schräg über ihr hört sie Stimmen. Ein Mann und eine Frau streiten. Nicht laut, aber sehr aggressiv. Dann verstummen sie.

Existiert nicht ein Ausgang zur gegenüberliegenden Gasse? Doch wo ist der? Sie hat die Orientierung verloren in diesem Geviert in der Wiener Altstadt. Dabei ist sie erst vor wenigen Monaten schon einmal hiergewesen. Behutsame Altstadtsanierung unter Einbeziehung der Bewohner. Ein Musterprojekt. Schon damals war ihr dieses mittelalterliche Gebilde aus alten Wohnhäusern, aufgelassenen Klosteranlagen und

alteingesessenen Handwerksbetrieben verwirrend vorgekommen.

Charmant restauriert, aber seltsam tot.

Sie friert in ihrem viel zu dünnen Regenmantel. Es ist kalt, nass und spät, weit nach Mitternacht. Sie hätte sich doch lieber gleich nach Hause fahren lassen sollen. Aber sie wollte sich davor noch mit einem kleinen Spaziergang den Kopf auslüften. Nun hockt sie hier auf Stöckelschuhen hinter Mistkübeln. Es stinkt, nach Küchenabfällen, nach verrottetem Laub und nach etwas penetrant Chemischem. Die Beine tun ihr weh in ihrer unbequemen Kauerstellung, doch sie wagt nicht aufzustehen, er könnte jeden Moment um die Ecke kommen. Und dann gäbe es keinen Ausweg, keine Flucht mehr.

Für einen Moment hat sie auf der Gasse seine Augen erkennen können, als er sie ansprach: seltsam schräg stehend, keine Augenbrauen, keine Wimpern. Ganz kalte Augen wie bei einem Fisch. Ob er wirklich eine Waffe unter seinem ausgebeulten Mantel trug, wie er ihr zuraunte? Oder doch nur seinen ausgestreckten Zeigefinger? Den Unterschied herauszufinden, darauf hatte sie sich lieber nicht eingelassen. Erst hat sie gedacht, der großgewachsene Mann im Ledermantel wolle Feuer. Doch dann hat sich etwas in ihren Unterleib gebohrt. Sofort ist sie wieder da gewesen, die Angst, die Panikattacken, die sie seit einigen Wochen verfolgen.

Sie ist ihm zuerst gefolgt, wie er das von ihr verlangt hatte. Als jemand am Ende der Blutgasse vor dem Mozarthaus laut „Wolfer!! Wolfer!!“ rief und darauf lachend eine ganze Partie Touristen „Viva Mozart!“ gröhnte, war er einen Moment abgelenkt – und sie konnte in den nächstgelegenen Hauseingang laufen. Rasch über einige Stufen nach oben, um die Ecke, durch einen kleinen Hof, über eine Stiege nach unten, noch ein Hof, noch ein Durchgang – und jetzt sitzt sie zwischen diesen Müllcontainern.

Well done, my girl, macht sie sich selbst Mut. Doch hier kann sie nicht bleiben. Sie spürt, wie die Kälte unter ihren Mantel und durch den feinen Stoff ihres Kostüms bis auf ihre Haut kriecht. Sie hätte nicht durch die Gassen hinter dem Stephansdom gehen sollen. Diese engen, schlecht beleuchteten Gassen mit Häusern, an denen schon Mozart vorbeispaziert

sein musste.

Da öffnet sich die Tür zum Stiegenhaus rechts. Eine alte Frau tritt heraus und trippelt zu ihr herüber. In der Hand hält sie einen kleinen Müllbeutel, sauber verschnürt. Soll sie die Frau um Hilfe bitten? „Gnädige Frau, darf ich für einige Stunden Unterschlupf in Ihrer Wohnung suchen? Ich werde von einem bewaffneten Mann verfolgt!“ Die Gute würde vor Schreck tot umfallen.

Statt ihr Versteck zu verlassen, rutscht sie noch ein wenig tiefer und verhält sich mucksmäuschenstill. Die alte Frau öffnet mit Mühe den Deckel des Containers, entledigt sich seufzend ihres Abfalls und schlurft danach wieder zur Stiegentür zurück.

Der Nebel wird immer dichter. Die höchsten Äste der alten Palatane kann sie schon nicht mehr sehen. Die Häuser um sie herum scheinen immer näher an sie heranzurücken. Wie verdrossene alte Tiere hocken sie im Regen nebeneinander. Sie scheinen ihr etwas zuzuflüstern, aber sie kann nicht verstehen, was. Erzählen sie von längst vergangenen Zeiten? Von Menschen, die hier gelebt haben? Vom Blut der erschlagenen Templer, das durch die Blutgasse geflossen sein soll.

Wie konnte sie in so eine absurde Situation geraten? Eine Frau in einem Kleid von Jil Sander hockt hinter Müllcontainern und versteckt sich vor alten Leuten. War der Mann in der Gasse vielleicht doch nur Einbildung? Geträumt? Und das Gefühl, ständig beobachtet zu werden? Als sie am Samstag aus dem Musikvereinsaal kam, stand da nicht jemand und starrte sie an? Als sie ihren Begleiter auf die Gestalt hinweisen wollte, war sie verschwunden. Sie sucht nach ihrem Handy. In der linken Manteltasche findet sie es. Es ist aus. Akku leer. Immer das Gleiche, goddamned.

Vom Ledermantelmann ist nach wie vor nichts zu sehen. Wahrscheinlich sitzt der längst im nächstgelegenen Beisl und berichtet grinsend, wie er einem dummen Frauenzimmer einen Mordsschrecken eingejagt hat mit seinem albernen ausgestreckten Finger unter dem Mantel. Wahrscheinlich kennt der sie gar nicht. Hat sich einfach nur ein harmloses Opfer für seine

perversen Spielchen ausgesucht.

Da hört sie wieder Schritte. Sie kommen aus der Richtung, aus der sie selbst auf diesen Hof gelaufen ist. Eine großgewachsene Gestalt taucht in der Öffnung des Durchgangs am anderen Ende des Hofes auf. Es ist nicht der Mann mit dem Hund. Er ist es. Der Mann im Ledermantel mit den seltsamen Augen. Er geht langsam über den Hof, spärlich beleuchtet von den beiden Laternen. An der Tür zur Stiege, in der die alte Frau verschwunden ist, bleibt er stehen. Die Frau hat die Türe angelehnt gelassen. Der Mann stößt sie auf, tritt ein und steigt langsam die Treppen empor. Als seine Gestalt schemenhaft erst am Stiegenhausfenster im Mezzanin, dann im ersten und schließlich im zweiten Stock auftaucht, steht sie auf, ihr eingeschlafenes rechtes Bein ignorierend. Jetzt oder nie. Sie zwängt sich zwischen den Mistkübeln nach vorne und rennt humpelnd durch den kleinen Torbogen linker Hand. An den Wänden Graffiti, Gekrakel, es riecht nach Urin. Sie läuft um die Ecke, quert einen weiteren, nur spärlich beleuchteten Hof. Ein unangenehmer Wind ist aufgekommen und lässt sie frösteln. Irgendwo muss doch ein Durchgang zur Gasse sein. Sie rennt einige ausgetretenen Stufen hinunter, das Klappern ihrer Absätze dröhnt in ihren Ohren, an der letzten Stufe wäre sie fast gestürzt, dann quert sie noch einen Hof. Sie kommt an einem Lokal vorbei. Drinnen brennt Licht. Vielleicht kann sie hier Hilfe holen? Doch es ist bereits geschlossen.

Gegenüber im Nebel eine kleinen Grünanlage mit einer verwaisten Bank. Tagsüber sicherlich ein idyllisches Plätzchen. Jetzt wirkt es, als würde der Golem gleich hinter den Büschen hervorkommen. Golem! Jetzt weiß sie, woran sie der Mann ohne Augenbrauen erinnert hat.

Nach ein paar Metern steht sie endlich in der dunklen Grünangergasse. Sie ist also doch noch auf der anderen Seite des Hofensembles herausgekommen. Die Gasse ist menschenleer. Unter den wenigen im Wind schaukelnden Laternen bilden sich im Nebel dunstige Kreise. Leises Gelächter dringt von irgendwo in die Nacht. Sie läuft weiter. Im Rinnstein verwelkt ein Brautbukett aus Myrten.

In der Singerstraße stößt sie auf Menschen. Erleichtert mischt sie sich unter die Fußgänger. Kein Mann in einem langen schwarzen Ledermantel ist zu sehen. Ein Blick auf die Armbanduhr verrät ihr, dass sie nur eine gute Viertelstunde im Hofgewirr der Blutgasse verbracht hat. Es ist ihr wie eine Ewigkeit vorgekommen. Entschlossen schlägt sie den Kragen ihres Mantels hoch und macht sich auf den Weg nach Hause, immer wieder nach dem Golem Ausschau haltend, den jemand erschaffen hat, nicht um nach toten Kindern zu suchen, sondern ihr nach dem Leben zu trachten. **S**ie muss lachen. Doch es ist kein schönes Lachen.

2. Rock'n'Roll

„Und was spielt ihr so?“

„Western Soul und Disco.“

„Zu leise, tut mir leid.“

Alfred wedelte mit der Hand und entließ die zugegebenermaßen atemberaubend gut aussehende Frontfrau der Golden Singers.

Als nächste setzten sich drei ungeduscht wirkende Jungs zu ihm an den Tisch.

„Punkrock. Iggy Pop, frühe Stranglers, Libertines, Pete Doherty und so ein Zeug.“

„Ah, gut. Wollt ihr'n Bier?“

Alfred winkte dem Kellner. „Drei Krügerl für meine Freunde.“

Dann fragte er den pickligen Anfangzwanzigjährigen: „Deshalb der zu kleine Hut, was? Wegen Doherty.“

„Mmmh“, machte der junge Mann und grünte seine beiden Kumpels an, die mit am Tisch im Café Hummel saßen. Als die Biere kamen, entspannten sie sich etwas.

„Und wir brauchen echt keine Miete zu zahlen?“

„Nee, ihr müsst nur schön aufdrehen. Je lauter, desto besser.“

Alfred nahm einen kräftigen Schluck von seinem Kaffee.

„Der einzige Haken könnte sein, dass zwei Stock über euch die Death-Metal-Combo Blind Eye spielt. Die Räume sind nicht besonders abgedichtet. Sind ja eigentlich Wohnungen, die leerstehen. Und ich kann euch die Räume nur auf Zeit anbieten, bis wir mit den Abrissarbeiten beginnen.“

„Ach, wenn wir ordentlich loslegen, stören uns diese Metalburschen schon nicht.“

„Metalmädels.“

„Was?“

„Blind Eye ist eine Mädchenband.“

„Echt?“ Das Grinsen des Pete-Doherty-Klons wurde immer breiter.

„Und wenn sich die wenigen verbliebenen Mieter bei euch beschwerten, gebt ihnen einfach meine Karte, okay? Lasst euch bloß nicht von denen einschüchtern, von wegen Polizei oder so, die kann ruhig kommen. Das Haus steht offiziell leer. Die hätten alle schon Ende März draußen sein sollen. Die wohnen da widerrechtlich, kapiert?“

„Kapiert, Chef. Wann können wir einziehen?“

„Je eher, desto besser.“

„Dakor, Chef, wir schleppen heut noch unser Zeug hin. Und danke für die Krügerl.“

Alfred sah den drei Burschen nach. Sie wirkten nicht wirklich talentiert. Und nahmen vermutlich zu viele billige Drogen. Aber darauf kam es nicht an. Vielleicht hätte er die drei fragen sollen, wo man anständige Kakerlaken herbekommt. Das wäre eine andere Idee gewesen. Er hatte im Internet einen Betrieb im 23. Bezirk ausfindig gemacht, der „biologische Waffen“ für Garten und Terrasse verkaufte. Aber Marienkäfer- und Fruchtfliegenlarven halfen vielleicht gegen Blattläuse, aber nicht gegen renitente Mieter. Über einen deutschen Anbieter für Terrariumausstattung hätte Alfred Skorpione und Spinnen beziehen können. Aber als er sich vorstellte, wie er das Paket mit giftigen Skorpionen eigenhändig auspacken musste, ließ er auch diese Idee fallen.

Stattdessen hatte er letzte Woche versucht, die Abflussrohre im Keller zu blockieren. Das hatte zwar wie beabsichtigt zu einem unappetitlichen Stau in den Toiletten geführt, aber leider auch zu einer Riesensauerei im Keller – und dort mittelfristig vermutlich zu irreparablen Schäden. Also hatte Alfred, in Gummistiefeln bis zum Knie in Fäkalien wadend, die in die Rohre gestopften alten Lumpen wieder entfernt.

Am unangenehmsten war gewesen, persönlich vorzusprechen. Das war Alfreds erste und schlechteste Idee gewesen.

„Grüß Gott, ich komme von der Hausverwaltung und muss Sie leider darauf hinweisen, dass Sie seit dem 31. des letzten Monats widerrechtlich in diesem Haus wohnen.“

„Aber hears, wir wohnen hier schon über zwanzig Jahre.“

Der Typ sah aus, als hätte ihn Alfred aus dem Schlaf geklingelt. Dabei war es halb drei nachmittags.

„Und genauso lang zahlen Sie viel zu wenig Miete für eine Vierzimmerwohnung in dieser Lage.“

Der Mann kratzte sich unter dem schmutzigen T-Shirt, das sich über seinen Bauch spannte.

„Aber hören Sie, wir haben ja nicht einmal ein richtiges Badezimmer. Nur eine Dusche in der Küche.“

„Deshalb soll das Haus endlich renoviert werden. Aber dazu müssen Sie ausziehen.“ Alfred lächelte Zustimmung erheischend. „Sie wollen doch nicht monatelang auf einer Baustelle leben, oder? Denken Sie bloß an den Dreck!“

„Ach, Dreck ...“ Der Mann kratzte sich weiter an seinem Bauch. „Wo solln wir denn hin?“ Im Hintergrund hörte man Kindergeschrei.

„Wir haben Ihnen doch eine Alternativwohnung in der Großfeldsiedlung angeboten.“

„Großfeldsiedlung?“ Der Mann zog lautstark Rotz hoch und kaute darauf herum. „Da bringen mich keine zehn Pferde hin! Nicht einmal eine U-Bahn gibt's da draußen.“

„Die U1 wurde vor Kurzem bis in die Großfeldsiedlung verlängert. Lesen Sie keine Zeitung?“

„Eh wurscht.“ Statt den Rotz auszuspucken, wie Alfred befürchtet hatte, schluckte der Mann ihn hinunter und verzog dann das Gesicht. „Wir gehn hier nicht raus, die Kündigung können Sie sich in die Haare schmiern.“ Damit knallte er die Tür zu.

Einen Stock tiefer wohnte eine alleinstehende ältere Dame. Laut Mietvertrag tat sie das schon seit mehr als dreißig Jahren. Mit der Zeit waren ihre Kinder ausgezogen, ihr Mann weggestorben und der Dackel, der kläffend zwischen ihren dicken Beinen auftauchte, als sie die Tür einen Spalt breit öffnete, sah auch nicht aus, als würde er sie überleben.

„In meinem Alter zieht man nur noch ins Altersheim“, erklärte sie.

„Tja, dann ist es jetzt soweit, Frau, äh, Koller.“ Alfred lächelte. „Wir helfen Ihnen auch beim Umzug.“

Frau Koller blickte ihn verständnislos an.

„Wir tragen Ihre Möbel raus, packen Ihnen die Kartons.“

„So viele Sachen, das schaffen Sie doch gar nicht, junger Mann, das kann ich Ihnen unmöglich zumuten.“

„Nun, ich selber ...“

Bevor Alfred weitersprechen konnte, hatte Frau Koller die Tür sanft ins Schloss fallen lassen.

Seufzend stieg Alfred die letzten Stufen hoch bis ins oberste Stockwerk. Hier sollten die beiden exklusiven Dachwohnungen entstehen. Richards Pläne sahen vielversprechend aus: zweistöckige Maisonetten mit geräumigen Dachterrassen in Südlage. Dafür könnte sein Schwiegervater eine Menge Geld verlangen. Alfred klingelte an der rechten Tür. Die linke Wohnung stand bereits leer.

„Ja, bitte?“

„Guten Tag, Herr Grünsteidl, ich komme von der Hausverwaltung und möchte Sie ...“

„Kommens rein, kommens rein, Herr ...?“

„Brinkmann, Alfred Brinkmann von der Pokorny'schen Liegenschaftsgesellschaft.“ Zögernd betrat Alfred die dunkle Wohnung. Er hasste es, in fremde Intimsphären einzudringen. Grünsteidl lief ihm durch den endlos langen Flur voraus. Auf dem Boden lagen fadenscheinige Teppiche. Alle Türen zu den Zimmern waren geschlossen. Der Mann, der etwa Mitte dreißig sein musste und etwas Gelehrtes, zumindest Oberlehrerhaftes ausstrahlte, führte ihn ins Wohnzimmer. Hier war es heller, die Sonne schien durch halbwegs saubere Gardinen. Grünsteidl wies auf einen runden Esstisch, auf dem eine geklöppelte, cremefarbene Spitzendecke lag.

„Bitte nehmen Sie Platz.“

Alfred setzte sich.

„Kaffee?“

Alfred schüttelte den Kopf. Grünsteidl blieb stehen.

„Herr Grünsteidl, Sie haben auf unsere Schreiben vom Oktober, Jänner und März nicht reagiert. Sie wohnen mittlerweile widerrechtlich in dieser Wohnung.“

„Widerrechtlich? Aber hier haben schon meine Eltern und meine Großeltern gelebt.“ Grünsteidl begann den Tisch zu umkreisen. „Das heißt, meine Großeltern sind ja damals gezwungen worden ausziehen, aber nach dem Krieg sind sie zurückgekommen.“

„Und jetzt wohnen Sie hier ganz alleine?“

„Seit meine Eltern ins Altersheim ziehen mussten.“

„Trotzdem möchte ich Sie dringend bitten, bis nächsten Montag die Räumlichkeiten zu verlassen, sonst muss ich mit der Polizei wiederkommen.“

Grünsteidl grinste. Jetzt wirkte er wie ein Raubtier, das seine Beute umkreiste.

„Glaub ich kaum, Herr Brinkmann. Meine Familie hat mit den Eigentümern dieses Hauses vor vielen Jahren einen Vertrag abgeschlossen, dass wir hier ein Leben lang wohnen können.“

„Ja, Ihre Eltern und Großeltern vielleicht ...“

„Und dieses Recht haben sie auf mich übertragen.“

„Aber die Besitzer haben gewechselt, Herr Grünsteidl. Seit letztem Jahr gehört das Haus der Pokorny'schen Liegenschaftsgesellschaft, und die wird das Haus entkernen und umbauen. Deshalb müssen alle Mieter ausziehen. Vorübergehend zumindest.“

„Und danach kosten die Wohnungen das Vierfache!“ Der Mann blieb endlich stehen und sah Alfred erbost an.

„Das wird die marktübliche Miete sein, Herr Grünsteidl. Aber wahrscheinlich werden das sowieso Eigentumswohnungen.“

„Meine nicht!“, rief Grünsteidl.

Alfred seufzte.

„Ihre auch, Herr Grünsteidl. Sie müssen raus, es bleibt Ihnen nichts anderes übrig. Wir werden sicher etwas anderes für Sie finden.“

Friedrich hatte etwas von undurchsichtiger Rechtslage gemurmelt, als er Alfred die Räumung des Hauses übertragen hatte. Deshalb sollte Alfred dafür sorgen, dass die Mieter „freiwillig“ auszögen. Aber wie sollte Alfred das anstellen? Eine Bande georgischer Schläger vorbeischicken? Alfred kannte keine Georgier. Die musikalische Lösung erschien ihm eleganter. So schwerhörig konnte die alte Dame gar nicht sein, dass sie das Geschrammel auf verstimmten Gitarren ignorieren würde. Diesen Grünsteidl würden die Mädels der Death-Metal-Combo weichkochen. Die würden direkt neben seinem Schlafzimmer proben. Immer den das gleiche Riff. Sie hatten Alfred versprochen, das täglich zu tun, überwiegend in den Abendstunden.

Befriedigt beschloss Alfred, die Sprechstunde zu beenden und zu einem frühen Mittagessen überzugehen. Dafür brauchte er nicht einmal die Lokalität zu wechseln. Er bestellte ein Gulasch.

„Ein Rindsgulasch, der Herr? Groß? Aber gern!“ Der schwarz livrierte Kellner strahlte ihn an, als hätte ihm Alfred mit der Bestellung einen persönlichen Gefallen getan. Wenig später kam die Saaldienerin herangeeilt, so nannte man die wohl, zumindest hatte das in Berlin so geheißen, eine adrette, etwas blasse junge Frau in weißer Bluse, um ihm Serviette und Besteck hinzulegen.

Als das Gulasch im rotbraunen Saft vor ihm dampfte, ließ Alfred seine Gabel in das faserige, weiche Fleisch gleiten. Ja, so und nicht anders musste ein Gulasch schmecken. Genauso viel Zwiebeln wie Fleisch. Ein bisschen Majoran, Knoblauch, viel Paprika. Die Zwiebeln und das Fleisch in Butterschmalz anbraten und mit einem burgenländischen Rotwein ablöschen. Darüber müsste er bei Gelegenheit mal etwas schreiben. Es war doch eine gute Idee gewesen, sich von Cordulas Vater an die Donau locken zu lassen. „Ich brauche jemanden in Wien, dem ich vertrauen kann, Alfred“, hatte Friedrich von Pokorny in seinem holzvertäfelten Büro am Kurfürstendamm in Berlin erklärt.

Cordula umschrieb Alfreds Position mit „Frühstücksdirektor“: „Du gehst vormittags ein paar Stunden ins Büro, schaust, dass alle machen, was sie

sollen, und setzt dich anschließend ins Kaffeehaus, um mittagzuessen.“ Genau, dachte Alfred, und da sitze ich jetzt und gehe meinen Geschäften nach, was immer das für Geschäfte sein sollen.

Alfred schaufelte sich schwungvoll einen kräftigen Bissen Gulasch auf die Gabel. Als er diese zum Mund führen wollte, tropfte ihm die Hälfte auf die Hose. Fluchend tupfte er mit der Serviette auf dem Fleck herum und rieb so die rote Soße noch tiefer in den Stoff. Dabei hatte er gestern doch gar nicht so viel getrunken.

„Hat’s gschmeckt, der Herr?“ Der Livrierte stand wieder vor ihm.

Alfred nickte.

„Noch an Wunsch, der Herr?“

„Eine Melange, bitte“, murmelte Alfred.

„Eine Melange, bitte sehr, bitte gleich!“ Der Kellner eilte mit wehenden Rockschoßen davon.

Und da schimpfen die deutschen Touristen immer auf die unfreundlichen Kellner in Wien, dachte Alfred. Man muss eben wissen, wo man hinget und wie man auftritt. Wer in einem Wiener Kaffeehaus „ein Kännchen Kaffee“ bestellt, wird nie eine Melange bekommen. Und es kam auf die richtige Betonung an: Der Wiener sagt Kaffée – und nicht wie der Deutsche Káffe. Und er meint damit einen kleinen Mocca. Wer etwas Größeres bekommen möchte, bestellt eben eine Melange. Oder einen Verlängerten. Oder einen Vierspänner. Oder ...

Als der Kellner schwungvoll die Melange vor ihm platzierte, betrachtete Alfred wohlgefällig die perfekt geformte Milchschaumkrone und das obligate kleine Glas Wasser mit dem umgedrehten Kaffeelöffel quer darüber. Da fiel ihm ein, dass er noch einen Termin mit Richard Blumenauer ausmachen musste. Alfred blickte auf sein Handy und beschloss, den Anruf auf später zu verschieben. Lieber holte er sich ein paar Zeitungen. Am Zeitungstisch wühlte er sich durch etwa dreißig Blätter, die im Hummel angeboten wurden. Das Berliner Abendblatt hielt er nur kurz in der Hand und legte es dann auf den Stapel zurück.

Alfred musste zugeben, dass er froh gewesen war, von diesem Berliner

Intrigantenstadel weggekommen zu sein. Er musste an keinen Redaktionssitzungen mehr teilnehmen, die jeden Morgen zum Schaulaufen der Eitelkeiten gerieten. Er musste sich nicht mehr mit dem Anzeigenleiter darüber streiten, welches Lokal er besprechen sollte, weil Lokal A oder Hotel B vorhatte, eine Anzeige zu schalten. „Und bitte keine Ihrer berühmten Sottisen, Herr Brinkmann, das mögen vielleicht unsere Leser, aber nicht unsere Anzeigenkunden.“ Er musste vor allem nicht mehrmals in der Woche in mittelmäßigen Lokalen speisen. In Wien waren die Lokale selten mittelmäßig. Alfred fraß sich seit mehr als einem Jahr mehr oder weniger systematisch durch die hiesigen Küchen. Und das tat er freiwillig. Vielleicht wurde daraus mal ein Buch. Vielleicht auch nicht. Darauf kam es nicht mehr an.

Alfred bestellte zur Krönung noch einen warmen Milchrahmstrudel mit Vanillesoße und las sich genüsslich weiter durch die Tages- und Wochenpresse.

„Alfredito! Schon wieder fleißig?“

„Guten Morgen, Cordula.“ Alfred ließ seine Zeitung sinken. Seine Frau wirkte wie immer wie aus dem Ei gepellt. „Man sieht dir die Aufregungen der letzten Nacht nicht an.“

„Danke. Dir leider schon“, lachte Cordula. „Hast du heute schon geduscht?“

„Im Gegensatz zu dir durfte ich nicht ausschlafen. Hatte doch diesen Termin mit meinen Musikern.“

„Dafür bist du immerhin passend gekleidet.“

Alfred blickte an sich herunter: Seine Jeans sahen wie immer stilvoll zerrissen aus, sein Hemd war ungebügelt. Dafür leuchtete es knallig gelb. Er hatte in der Früh keine Lust auf Anzüge gehabt, wozu auch, es stand keine Begegnung mit seinem Schwiegervater zu befürchten.

Allerdings hatte Alfred vergessen, sich zu kämmen, wie ihm ein Blick in den Spiegel verriet, der in ihrer Sitzecke an der Wand hing. Er fuhr sich mit der linken Hand durch die Haare, doch das von seinem Hinterkopf abstehende Büschel wollte sich nicht legen.

Cordula setzte sich neben Alfred auf die gepolsterte Bank. Schon stand der Livrierte neben ihr, angesichts ihrer strahlenden Blondheit war er kurz davor, sich vor Galanterie zu überschlagen.

„An Kaffeee, die Daaame?“

„Ach ja, bitte, einen Verlängerten mit einem Schuss Milch ohne Zucker.“

„An Verlängerten braun, bittschön, die Dame.“

Schon war er wieder weg. Hätte nur noch ein „G’schamster Diener!“ gefehlt, dachte Alfred.

Cordula griff sich eine von Alfreds Tageszeitungen und blätterte darin herum. „Schon wieder ein Fall von Polizeiübergriffen in Wien“, murmelte sie. „Wieder gegen Ausländer. Ein Nigerianer soll im Stadtpark von Polizisten schwer verprügelt worden sein.“

Alfred zuckte mit den Achseln.

Cordula blickte ihn an: „Mehr hast du dazu nicht zu sagen?“

„Welche Zeitung liest du?“

Cordula hob sie.

„Ach so, der Morgenkurier. Na, die werden gerade eine Kampagne gegen die Polizei reiten. Wahrscheinlich wollte sich der Polizeipräsident nicht mit dem Herausgeber auf ein Achterl und ein Hintergrundgespräch treffen.“

„Und du meinst, die denken sich das aus? Hier ist aber ein Bild von dem Opfer, sieht übel aus.“

„Photoshop macht vieles möglich.“

„Dein Zynismus geht mir auf den Zeiger“, murmelte Cordula.

Alfred lachte. „Vielleicht solltest du lieber die Klatschseiten lesen. Das verdirbt dir nicht die Laune.“

„Hast du eine Ahnung“, brummte Cordula.

Alfred grinste. Er wusste nur zu gut, dass Cordula meinte, die Klatschspalten besonders intensiv lesen zu müssen, aus „beruflichen Gründen“. Deswegen hatte sie am Vorabend auch auf dieser dämlichen Party im höchsten Gebäude Wiens antanzen müssen, dem Einweihungsfest des Baric Towers. Die Tochter des Hauses war mit Cordula befreundet. Und zufällig auch einer der wichtigsten Sponsoren

ihres Museums.

„Erinnerst du dich an unsere Irrfahrt durch die Wiener Altstadtgassen, als wir dieses Weinlokal suchten?“, fragte Alfred in versöhnlicherem Ton.

„Über das du was schreiben wolltest?“ Cordula lächelte.

„Du konntest wie immer den Stadtplan nicht richtig lesen“, sagte Alfred. Cordula warf ihrem Mann einen genervten Blick zu. „Andere haben längst eine Navi in ihrem Auto.“

„Wird für meinen alten Saab leider nicht angeboten.“

„Ach, Ausreden. Kein Mensch, nicht einmal ein Mann, kann auf diesen winzigen Stadtplänen, noch dazu im Dunkeln, erkennen, in welche Richtung diese Gassen Einbahnen sind.“

„Und Einbahnen sind sie alle“, seufzte Alfred.

„Am Ende bist du einfach gegen die vorgeschriebene Fahrtrichtung am Lokal vorgefahren.“

„Wo wir prompt von einer Polizeistreife in Empfang genommen wurden.“ Cordula lachte. „Ich habe mit den Wimpern geklimpert und meine blonde Mähne geschüttelt. Und du hast den Polizisten vollgelabert, wie schrecklich das sei, zum ersten Mal mit dem Auto in einer fremden Stadt und überall diese Einbahnstraßen. Bis der arme Mann dachte, schafft mir bloß den blöden Piefke vom Hals, und uns laufen ließ.“

„Das ist das Schöne an der hiesigen Polizei. Sie lässt mit sich reden. Man darf deinen Landsleuten nur nicht von oben herab kommen.“

„Man darf nur kein Neger sein“, sagte Cordula.

„Oder sich mit dem Morgenkurier anlegen“, sagte Alfred.

Dann wandte er sich wieder seinen Zeitungen zu, zu denen bewusst nicht der Morgenkurier gehörte, Österreichs führendes Boulevardblatt. Wenn er hin und wieder aufblickte, erwischte er fast immer seine Frau dabei, wie sie sich nach irgendwelchen Bekannten umsah. Immerhin war sie hier zur Schule gegangen. Und sie hatte an der Wiener Akademie der Bildenden Künste studiert, bevor sie an die Akademie in Berlin wechselte, weil dort irgendeine Koryphäe für Videokunst lehrte. Für sie bedeutete der Umzug nach Wien auch eine Rückkehr. Ihre Mutter war eine geborene Wienerin.

Über sie waren die k.u.k.-Besitztümer ins Familienimperium der Pokornys gekommen, zu deren Verwaltung Alfred jetzt beitragen durfte.

Wieder fiel Alfred auf, wie dünn Cordula geworden war. Sie hatte seit ihrem Umzug vor eineinhalb Jahren mindestens zehn Kilo abgenommen. Sie arbeitete auch Tag und Nacht. Schon erstaunlich, was in seiner zierlichen Frau schlummerte. Quasi über Nacht war aus einer wenig bis nichts verdienenden Video- und Installationskünstlerin eine erfolgreiche Kunstmanagerin geworden, die sich auf dem glatten Parkett der Wiener Bussi-Gesellschaft bewegte, als hätte sie nie etwas anderes gemacht. Noblesse oblige, würde Friedrich Graf von Pokorny sagen. Schon lange war keine Rede mehr vom Kunstmachen. Jetzt ging es nur noch ums Kunstvermarkten.

Aber gehörten Essstörungen wirklich zum weiblichen Jetset? In letzter Zeit schwor Cordula mal wieder auf Trennkost – oder war es Rohkost? Oder eine Verbindung von beidem? Auf alle Fälle kaufte sie unentwegt sündteure Nahrungsergänzungsmittel in vielen bunten Farben. Und wollte auch Alfred von der traditionellen österreichischen Küche abbringen. Viel zu viel Fett und Kohlenhydrate! Lebensgefährlich und völlig unmodern! Transfette waren der Feind. Weil die angeblich die Arterien verklebten. Doch Alfred blieb standhaft. So konnte zumindest er sein Gewicht halten ... Er grinste und wollte gerade seiner Frau einen dicken, feuchten Kuss auf die leicht gepuderte Wange geben, als ihr Handy klingelte.

„Pokorny ... Ach, du bist es, Barbara ... nein, nein, du störst überhaupt nicht ... Barbara? ...was ist denn los ... beruhige dich doch ... Alfred? Ja, der sitzt neben mir ... Okay, wir kommen gleich vorbei ... Ciao.“

Alfred sah seine Frau fragend an.

„Barbara. Sie ist völlig fertig, steht kurz vor einem Nervenzusammenbruch und bittet uns vorbeizukommen.“

„Wäre es nicht besser, du erledigst das alleine, unter Freundinnen?“ Alfred hatte überhaupt keine Lust auf Frauen kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Und schon gar nicht bei Barbara Baric, dieser etwas überkandidelten Tochter eines stadtbekanntes Baulöwen, die alle

nur „BB“ nannten.

„Sie hat ausdrücklich nach dir gefragt. Ober, zahlen!“, rief Cordula. Sie schlüpfte in ihre hellbeigen Handschuhe, die ihr Alfred bei ihrem letzten Besuch in Venedig geschenkt hatte.

„Jetzt zeig mal, dass du auch ein Gentleman sein kannst, Alfred!“, sagte sie. „Letzte Nacht hat das ja nicht so geklappt.“

3. Prinzessinnen

Im Taxi überlegte Alfred, warum die Erbin der Baric Bau ausgerechnet ihn sehen wollte. Und was Cordula mit ihrer letzten Bemerkung gemeint haben könnte. Er kannte Barbara Baric eigentlich kaum. Cordula hatte mit ihr gemeinsam studiert. Er hatte gestern am Büffet mit ihr ein paar Floskeln ausgetauscht. Ihr ein Kompliment gemacht für ihren extravaganten Hosenanzug. Sie hatte ihm sofort die Designerin genannt, die er allerdings nicht gekannt hatte. Damit war ihr Gespräch beendet gewesen. Alfred hatte sich auf die Aussichtsterrasse verzogen, obwohl da draußen ein kalter Wind blies. Aber der Blick auf die Donau tief unter ihm war ihm lieber gewesen als weitere Wortwechsel mit Mitgliedern der Wiener Prominenz.

Die Eskapaden der Familie Baric kannte er zur Genüge aus den „Seitenblicken“, dieser Sendung kurz nach den Abendnachrichten, die zu Cordulas Pflichtterminen gehörte, weil in ihr lauter wichtige Persönlichkeiten auftraten. Zumindest Cordula amüsierte sich über die regelmäßigen Auftritte der Barics: Der Vater mimte den Baulöwen, der sich von bedeutend jüngeren Frauen umringen lässt. Eine Gattin schien es nicht zu geben. Die Tochter gab die Frau von Welt mit Kunststudium in Wien, Architekturstudium in London und vielen ambitionierten Ideen für die Stadt. Barbara Barics Markenzeichen waren riesige Creolen, die an ihren Ohren baumelten. Und ihr bisweilen ans Schrille grenzender Bekleidungsstil.

„Für die Barics war das gestern ein wichtiger Abend“, sagte Cordula, als sie sich dem Schwedenplatz näherten.

„Ich weiß. Für dich auch“, seufzte Alfred. Sie hatten sich auf dem Heimweg ein wenig gestritten, weil Cordula fand, Alfred habe sich allzu auffällig vom Partygeschehen zurückgezogen.

„Leider hat er in einem peinlichen Fiasko geendet“, setzte er hinzu. „Für das ich nun aber wirklich nichts konnte.“

Barbara Baric wohnte in einem üppigen Jugendstilbau. Die Haustür war ein verschlungenes schmiedeeisernes Kunstwerk und so schwer, das Alfred sie kaum aufstemmen konnte.

„Ich bin beeindruckt“, murmelte er.

„Warte, bis du die Wohnung siehst“, flüsterte Cordula.

„Warum flüsterst du?“, fragte Alfred.

In den sechsten Stock beförderte sie ein altertümlicher Fahrstuhl. Oben wurden sie an der Wohnungstür von der Hausherrin empfangen. Sie sah gar nicht gut aus. Rote Augen, verschmiertes Make-up, zerraupte Haare, als wäre sie verprügelt worden. Sie trug einen schlabberigen Hausanzug. Gott sei Dank war niemand von den „Seitenblicken“ zugegen, dachte Alfred.

Matt winkte sie ihre Gäste in die Wohnung und führte sie über eine kleine Treppe in ein mindestens vierzig Quadratmeter großes Wohnzimmer, in das die Mittagssonne durch eine gläserne Kuppel und riesige Fenster schien.

„Wollt ihr was trinken? Something to drink?“

Cordula sagte: „Tee wäre jetzt wohl das Richtige. Ich mach uns schnell einen.“

Barbara nickte: „A cup of tea. Du kennst dich ja aus.“

Cordula verschwand in der Küche.

„Nimm Platz, Alfred“, sagte Barbara und wies auf eine riesige orangebraune Sofalandschaft. „Ich darf doch ‚du‘ sagen?“ Sie versuchte ein Lächeln.

„Natürlich“, murmelte Alfred.

Sie setzten sich.

Schweigen.

„Schön, dass du mitgekommen bist“, sagte BB.

Erneutes Schweigen.

„Toll“, sagte Alfred.

„Was?“

Er wies auf die Kuppel mehrere Meter über ihren Köpfen.

„Das war der Grund, warum ich mir diese Wohnung vor zwei Jahren gekauft habe. Ain't it phantastic?“

Schweigen. Alfred überlegte, ob er auch etwas auf Englisch sagen sollte. Endlich erschien Cordula, ein Tablett mit drei Tassen und einer Teekanne balancierend. Kanne und Tassen sahen teuer und alt aus.

Barbara nippte seufzend an ihrer Tasse. „Den Auftritt von Papa habt ihr ja mitbekommen.“

Alfred musste grinsen. „Dein ‚Wie geht der Scheiß hier an?‘ über das bereits eingeschaltete Mikro war sehr schön.“

Barbara lächelte matt. „Ich musste endlich in die Offensive gehen. Meine Ankündigung, Ferdl zu heiraten, sollte ein Befreiungsschlag sein.“

„Der damit endete, dass dein Vater auf die Bühne stürmte und deinem Verlobten mit der Faust ins Gesicht schlug“, sagte Alfred. „Was hat dein Vater gegen Ferdinand Wagner?“

„Beton-Willy, der König der Billigbauweise, trifft auf den Shootingstar der Avantgarde“, sagte Barbara. „Außerdem habe ich mit Ferdl vor einigen Monaten die Frischbau gegründet. Sozusagen unser Seitenprojekt. Für extravagante Bauprojekte. Darin sieht mein Vater einen Affront. What would you expect?“

„Die Frischbau steckt auch hinter diesem aufsehenerregenden Wohnprojekt in Ottakring“, erklärte Cordula Alfred. „Das mit dem Swimmingpool auf dem Dach, begrünter Fassade und Wohnungen mit variablen Grundrissen.“

Barbara nickte: „Das sich leider nur schleppend verkauft. Vielleicht wollen die Wiener keine variablen Grundrisse? Vielleicht sind sie zu faul zum Mitdenken?“

Sie stand auf und starrte aus den riesigen Fenstern, die einen phänomenalen Panoramablick auf den Schwedenplatz, den Donaukanal und die Leopoldstadt bis zur Neuen und Alten Donau boten. Von hier konnte man auch den Baric Tower auf der anderen Seite der Donau gut erkennen.

„Ich habe den Fehler gemacht, Ferdl heute morgen von meinem Treffen

mit dem Revolvermann in der Blutgasse zu erzählen“, sagte sie.

„Revolvermann?“ Cordula hätte sich fast an ihrem Tee verschluckt.

Barbara berichtete in knappen Worten von einem Mann im Ledermantel, der aussah wie der Golem.

„Das war nicht das erste Mal“, sagte sie.

„Dass jemand eine Waffe auf dich richtet?“, fragte Cordula.

„Dass mich jemand beobachtet, verfolgt, belästigt. Das erste Mal ist mir ein Mann auf dem Nachhauseweg vom Büro gefolgt.“ Barbaras Stimme zitterte, sie schluckte und machte eine Pause. „Zumindest kam es mir so vor.“

Jetzt lief sie durch das riesige Zimmer und fuchtelte mit ihren manikürten Händen in der Luft herum.

„Dann bemerkte ich jemanden, der mich nach einem Konzert im Musikverein beobachtete. Als ich ihn meinem Begleiter, dem Petric von den Grünen, ihr wisst schon, zeigen wollte, war er verschwunden.“ Sie blieb vor ihnen stehen. „Beidesmal kam es mir vor, als sei es derselbe Mann gewesen, nur irgendwie verkleidet. Mittlerweile glaube ich den ständig irgendwo zu sehen. Hinter mir an der Supermarktkasse, vor mir in der Trafik, zwei Tische weiter im Restaurant. Manchmal trägt er einen falschen Schnurrbart, manchmal eine Perücke mit schwarzen Locken, manchmal ist er blond.“

„Vielleicht ein Fan von dir“, murmelte Alfred.

„Der Barbara mit einer Pistole bedroht?“, fragte Cordula.

„Lennon haben sie vor seiner Haustür erschossen. Einfach so, um auch berühmt zu werden.“

„Na prima“, sagte Cordula. „Du machst Barbara ja richtig Mut.“

Die starrte wieder aus dem Fenster.

„Warst du bei der Polizei?“, fragte Cordula.

„Nein. Es ist ja nie irgendwas passiert.“

„Also wenn ich mir vorstelle, nachts versteckt hinter stinkenden Mülltonnen zu hocken, weil draußen auf der Gasse jemand eine Waffe auf mich richtet ... Das ist wirklich zum Fürchten.“ Cordula schüttelte sich.

„Darum geht es wahrscheinlich“, murmelte Alfred. „Barbara soll Angst bekommen.“

„Warum?“ fragte Cordula.

„Keine Ahnung“, sagte Alfred.

„Ich könnte mir schon einen Grund vorstellen“, sagte BB. „Mein Vater, die Firma, der Aufsichtsrat, Managing Board.“ Ratlose Blicke. „Der Aufsichtsrat will meinen Vater absetzen, in den Ruhestand schicken.“

„Kann er das denn?“ fragte Alfred.

„Ja. Vor allem, wenn ich zustimme.“

„Und würdest du?“

„Liebend gerne. Er kann nicht loslassen. Und traut mir nicht zu, die Firma zu führen. Man könnte ja die Frischbau in die Baric Bau integrieren. Würde der Baric Bau nur gut tun. Ferdl hält das alles für Hirngespinnste, ich soll mich nicht so wichtig nehmen, sagt er. Oder endlich zur Polizei gehen. Als ich mich heute Morgen erneut weigerte, ist er wutschnaubend davongerannt.“

„Typisch Mann“, sagte Cordula. „Schnell mit klugen Ratschlägen zur Seite, und wenn die nicht sofort angenommen werden, sind sie beleidigt.“

„Dann kam dieser Anruf“, sagte BB. „Vor einer Stunde.“

Barbara setzte sich zu ihrer Freundin auf das orange Sofa und brach in Tränen aus. Die nahm sie vorsichtig in die Arme und blickte dabei ihren Ehemann über Barbaras Schulter etwas ratlos an.

„Jemand drohte mir, mich zu ermorden“, schluchzte Barbara. „Außerdem beschimpfte er mich als blöde Zicke.“

„Deswegen bringt man niemanden um“, brummte Alfred.

„Ich komme mir langsam vor wie in einem Film von Hitchcock“, schluchzte BB und schnäuzte sich in das Taschentuch, das ihr Cordula reichte.

„Gestern wären wir fast mit dem Fahrstuhl abgestürzt. Nachdem die letzten Gäste gegangen waren, fuhren Ferdl und ich hinunter. Zwischen dem 20. und 19. Stockwerk blieben wir stecken. Das Licht ging aus, der Alarmknopf funktionierte nicht, unsere Handys auch nicht. Um uns herum Tonnen von Beton.“

„Na servus“, sagte Alfred.

„Nach zehn Minuten sackten wir plötzlich ab. Drei Stockwerke weiter unten blieben wir wieder stecken. Durch eine Luke im Dach der Fahrstuhlkabine sind wir im Dunkeln raus und über eine Nottür ins Treppenhaus geklettert.“

„Und das hält Ferdl auch für Einbildung?“, fragte Cordula.

„Unfall. Pech. Technische Panne, you name it. Schließlich ist der Tower noch nicht ganz fertig. Bis auf unser Penthouse steht noch alles leer.“

Barbara schwieg einen Moment. Dann fragte sie: „Was haltet ihr von Prosecco? Ich brauch jetzt was Stärkeres als Tee.“

„Gute Idee“, rief Cordula. „Könnte den Restkater vertreiben. Was, Alfred?“
Frauen, die Prosecco trinken, dachte Alfred. Sind das die Guten oder die Bösen?

Als Barbara in der Küche herumkramte, sagte Cordula zu Alfred: „Also ich an ihrer Stelle würde schnurstracks zur Polizei gehen.“

„Ich auch“, sagte Alfred.

„Du bist eben keine prominente Erbtöchter, Cordula“, rief BB, mit einer Flasche und drei Gläsern zurückkehrend.

Oh doch, dachte Alfred. Allerdings stand die Nachfolgefrage im Pokorny'schen Familienkonzern noch lange nicht auf der Tagesordnung. Aber wenn Cordula in dem Tempo weitermachte, wäre sie auch bald so prominent wie BB. Man würde sie „die Pokorny“ nennen. Oder „Gräfin“.

„Ich bin bald die Chefin eines börsennotierten Unternehmens, das im Jahr rund eine Milliarde Umsatz macht“, sagte Barbara. „Und stehe trotzdem kurz vor der Insolvenz.“

„Geht es euch so schlecht?“, fragte Cordula.

„Habe wohl zu viel in arme Künstler investiert.“ BB schenkte ihnen ein.

„Mit Papas Preisdrückerei kommen wir jedenfalls nicht mehr weiter. Mit dem Baric Tower, Papas idiotischem Prestigeprojekt, haben wir uns völlig übernommen.“

„Da würde ein in aller Öffentlichkeit ausgetragener Rosenkrieg im Hause Baric nicht gerade nützen“, sagte Alfred.

„Deshalb war Papas Auftritt letzte Nacht um so depperter“, rief BB. „Aber er war viel zu besoffen, um das zu checken. Ich traue ihm zu, dass er hinter all dem steckt.“

„Was? Das war dein Vater vorhin am Telefon?“, fragte Alfred. Cordula rollte mit den Augen. Manchmal war ihr Mann ein wenig zu albern, besonders in Gesellschaft. Was Alfred genau wusste und womit er sie gerne provozierte. Außerdem war er noch nicht wirklich überzeugt von dem Auftritt der verfolgten armen Tochter aus reichem Hause.

Barbara schüttelte den Kopf. „Keine Ahnung, wer das war, wie ein Scherz hörte es sich jedenfalls nicht an. Die wollen mich verunsichern, unter Druck setzen, beweisen, dass ich nicht die Nerven habe, ein Unternehmen wie die Baric Bau zu führen. Das ist mir jetzt klar geworden.“

„Wer ist ‚die‘?“ fragte Alfred.

„Mein Vater und seine Buberlpartie. Die wollen so weitermachen wie in den letzten Jahrzehnten, ihre Machtspielchen spielen, Monopoly und Fang den Hut mit Stadtverwaltung und Konkurrenten.“

Die Misonne schien durch die Glaskuppel. Ihre Strahlen brachen sich in der ausladenden, avantgardistisch verformten Kristallschale auf dem Couchtisch.

„Warum wolltest du, dass ich mir das alles anhöre, Barbara?“, fragte Alfred.

„Cordula hat mir davon erzählt, wie du dich in Berlin als Detektiv betätigt und den Tod deines Vorgängers bei deiner Zeitung aufgeklärt hast.“

Alfred machte eine abschätzige Handbewegung.

„Sei nicht so bescheiden, Alfred!“, sagte Cordula. „Immerhin hat man uns entführt und du hast uns befreit. Anschließend haben wir uns sogar eine wilde Verfolgungsjagd mit diesen Verbrechern geliefert.“

„Und hat man nicht auf dich geschossen?“, fragte Barbara.

Alfred seufzte: „Erst hat mich die Polizei verdächtigt, dann benutzte sie mich als Lockvogel ...“

„Denkst du, du könntest meinem Vater auf den Zahn fühlen, ohne dass er Verdacht schöpft? Vielleicht kannst du mich auch ab und zu mal begleiten?“

Vier Augen sehen mehr als zwei. Und ich hätte endlich einen Zeugen, der beweist, dass ich nicht spinne.“

„Als dein Leibwächter?“ Alfred kratzte sich am Kopf. „Ich Kevin Costner, du Whitney Houston?“

„So ungefähr“, lachte BB.

„Und was meint wohl der liebe Ferdl dazu, wenn ich nicht mehr von deiner Seite weiche? Heuere lieber einen Privatschnüffler an, der kennt sich mit so was besser aus.“

„Der liebe Ferdl hat dazu gar nichts zu meinen. Vorläufig. Und einem Privatdetektiv traue ich nicht. Dazu bin ich in Wien zu prominent. Der verkauft die Story sofort an die Presse. Ich kenne außer dir niemanden, dem ich in dieser Sache wirklich vertrauen könnte.“

BB lächelte Alfred strahlend an.

Cordula hob ihr Glas: „Auf Alfred, unseren Meisterschnüffler!“

Alfred schüttelte den Kopf. Er hatte keine Lust, sich mit der Wiener Baumafia anzulegen, und wollte auch niemandem „auf den Zahn fühlen“, schon gar nicht diesem Beton-Willy. Er wollte wieder zurück ins Kaffeehaus. Aber zwei ausgesprochen gutaussehende Frauen blickten ihn erwartungsfroh an.